



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Die Memoiren von Paul Barras

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Worauf diese eigentümliche psychologische Erscheinung zurückzuführen sein mag, ist schwer zu sagen; vielleicht hat die Gewohnheit, Erkenntnisse zu fällen, die ja nur durch höhere Instanzen aufgehoben werden können, oder die Meinung, daß durch eigenmächtige Aufhebung einer Verfügung die Würde und das Ansehen des Amtes Schaden leiden, in dem Kopfe des Richters die Vorstellung entstehen lassen, daß er seine einmal kundgegebene Ansicht nicht ändern könne, und daß daher die Beschwerde das einzig zulässige Mittel sei, eine andre Entscheidung herbeizuführen.

Leider scheinen auch die Richter in den Beschwerdeinstanzen seltsamerweise anzunehmen, daß sie dem Ansehen ihres Amtsgenossen etwas vergeben, wenn sie dessen Verfügung aufheben; denn sie zeigen sich erfahrungsmäßig für Beschwerden schwer zugänglich, und so kann es einem widerfahren, daß man auch mit Anwendung aller gesetzlichen Mittel sein Recht nicht finden kann, bloß weil die erste zur Entscheidung berufne Gerichtsbehörde einen Fehler gemacht hat. Und das geschieht nicht selten.

Sa, das Ansehen des Richterstandes! In der Tagespresse begegnet man jetzt bisweilen dem Gedanken, daß es im Sinken begriffen sei. Wenn das wahr wäre, dann müßten sich doch alle wohlgesinnten Männer, vor allem die Richter selbst, bemühen, diesem Übel zu steuern. Dazu aber wäre es unbedingt notwendig, seine Ursachen zu ergründen. Ob nicht in den im Vorstehenden berührten Umständen solche Ursachen zu finden sind, dürfte wohl einer ernstern Prüfung wert sein. Diese sei den beteiligten Kreisen hiermit empfohlen.



## Die Memoiren von Paul Barras



er Vicomte Paul de Barras stammte aus einem alten Geschlechte der Provence, das die Thaten seiner Ahnen unter den Kreuzfahrern bis über die Zeit des heiligen Ludwig hinauf verfolgte. Er selbst war Offizier des Königs, nahm zu Schiff im ostindischen Kriege gegen England an Abenteuern teil, die bisweilen an Gullivers Reisen erinnern, lebte dann in Paris und ging sogar zu Hofe und machte alles mit, was zum ancien régime gehörte, Schulden, Duelle, galante Verhältnisse (darunter eines von vielen mit der aus der Halsbandgeschichte bekannten Lamotte). Man wird es ihm glauben, daß ihn die Revolution nicht

überraschte, daß er sie von fern kommen sah und, als er mitten drin stand, lange vorbereitet war auf den Platz, den er dabei einzunehmen gedachte. Denn er war ein Mensch von einer seltenen Kälte und Berechnung — das Wort Leidenschaft ist für die Art seiner Genüsse viel zu hoch —, und er kannte das Leben jener Tage aus eigener Erfahrung gut genug, um zu wissen, daß es einmal ein Ende mit Schrecken nehmen mußte. Daß er sich nun auf die Seite der Revolution stellte, und zwar ohne Bedenken, als wäre es selbstverständlich, mag in dem ersten Stadium noch begreiflich scheinen: er hatte nach oben hin, bei Vorgesetzten, angestoßen und vielfach Beweise gegeben, daß er ein möglichst ungebundnes Leben liebte. Auch hatte er, wie es scheint, nicht allzuviel zu verlieren, denn seine materiellen Verhältnisse waren trotz seiner vornehmen Familie nicht glänzend. Aber seine Familie war und blieb roha- listisch, auch seine junge Frau, die im Süden blieb und erst nach langen Jahren gegen das Ende seines Lebens zu ihm ins Haus kam. So macht es denn doch einen eigentümlichen Eindruck, wenn wir nach einigen Jahren den Mann, der in seinen persönlichen Ansprüchen die Kavaliersherkunft niemals vergaß, unter den ausgesprochenen Anführern der Revolution finden. Er war Mitglied des Konvents, stand auf der Linken neben Marat und Danton, den man in dieser Periode seinen Führer nennen kann, stürzte dann Robespierre und begründete das Direktorium mit, in dem er allein von allen fünf bis ans Ende blieb, bis Bonaparte, den er vor allen emporgebracht hatte, es auflöste und sich als ersten Konsul einsetzte. Seitdem nahm er keine Stellung mehr an, weder von dem Kaiser, der wohl ein Interesse daran hatte, den einflußreichen Mann zu gewinnen, und als ihm das nicht gelang, seinen ehemaligen Gönner mit Polizeimaßregeln verfolgte und von Paris fern zu halten suchte, noch von den Bourbonen, unter denen er wegen seines Ansehens als überzeugter Republikaner gefürchtet, geachtet und vielfach umworben war. Er lebte als Privatmann und politischer Beobachter teils auf einem Landstutze, teils in Paris gesellschaftlich eingezogen, aber innerhalb seines Hauses auf sehr großem Fuße, mit vieler Dienerschaft und eignen Pferden. Seine Gastmähler waren bis in seine letzte Zeit bekannt. Er selbst giebt an, daß er sich nach den Vermögensverlusten, die er durch Napoleons Maßregeln erlitten hatte, eine Leibrente von „bloß“ vierzigtausend Franken gesichert habe, während A. Dumas in seinen Memoiren 200000 sagt. Jedenfalls hatte ihm seine politische Vergangenheit etwas eingebracht (denn so reich war er ursprünglich nicht), wenn auch lange nicht soviel, wie Fouché, Talleyrand und hundert andern, und so konnte er sich mit einer gewissen, relativen Berechtigung später immer noch als unbestochnen Republikaner ansehen, während er zur Zeit der Aktion vor den meisten Emporkömmlingen, die gar nichts besaßen, den Rückhalt eines wenn auch nur bescheidenen Vermögens voraus hatte. Denen gegenüber spielt er dann den Aristokraten, der hochherzig auf die Vorteile seiner Vergangenheit

verzichtet und folglich um die Republik noch etwas mehr Verdienst hat als sie. Dieser Pharisäismus ist ein ihm anhaftender Zug, den wir uns merken müssen, weil er für die Beurteilung seiner Aussagen in Betracht kommt. Jeder will vielleicht, wenn er von sich spricht oder schreibt, möglichst gut erscheinen, aber das ist noch etwas besonderes. Der ehemalige Vicomte, nunmehr General Paul Barras — oder, wie er sich bis an sein Ende gern nennen ließ, der Bürgergeneral — war also seit 1799 Privatmann. Er beschloß bald, in irgend einer Form sein Andenken festzulegen, und fing 1819 an, seine Memoiren zu schreiben. Zehn Jahre darauf starb er, und bald darnach, im Jahre 1830, war alles fertig, abgeschlossen durch einen Freund, der ihm schon bei der Redaktion geholfen hatte.

Dieser, Rouffelin de Saint Albin, ebenfalls ein Anhänger der Revolution aus einem vornehmen Geschlechte und mit Barras entfernt verwandt, war während des Direktoriums Sekretär des Kriegsministers Bernadotte gewesen und wurde, wie Barras, ein Gegner des Kaisers Napoleon. Er mußte sich zunächst mit der Witwe und zwei andern Erben des verstorbenen Freundes auseinandersetzen, und nachdem das endlich geschehen war (1834), hielt ihn das Bedenken seines Rechtsbeistandes zurück, das „Nest von Strasprozessen“ der Öffentlichkeit zu übergeben. Er schloß das Manuskript, das gleich nach Barras Tode nur durch List vor den Nachstellungen der Regierung geborgen werden konnte, in seinen Schreibtisch, und da lag es bis an seinen Tod (1847). Sein Sohn, ein angesehenener Politiker, Beamter und sogar Schriftsteller von Geschmack, konnte sich ebenso wenig entschließen, das Werk herauszugeben; er fürchtete bei der schlechten Beurteilung des ersten Kaisers litterarische Repressalien von seiten der Bonapartisten, die dem Andenken seines Vaters und Barras schaden könnten. Nur ein kleines Stück ließ er 1873 in einer Zeitschrift drucken. Nach seinem Tode (1877) kamen die Memoiren durch Erbschaft in die Hände eines glühenden Verehrers von Napoleon, der sich nun die Frage vorlegte, was er mit dem Pamphlet, denn etwas andres war es in seinen Augen nicht, machen sollte. Es zu vernichten, wie man ein giftiges Tier zertritt, meinte er als Historiker nicht das Recht zu haben, denn jede Kundgebung muß gehört werden, weil die Wissenschaft nichts zu verbergen hat. Aber er wollte das Gift wenigstens erkennbar machen, und so hat er zur Rechtfertigung seines Helden Napoleon Einleitungen und Anmerkungen hinzugefügt, die den geschichtlichen Wert der Memoiren bedeutend erhöhen. Wir sehen die Revolution in zweierlei Beleuchtung und ebenso das Kaisertum, das aus ihr hervorging. Auf der einen Seite steht Barras, und mit ihm stimmt der ältere Herr von Saint Albin wesentlich überein, auf der andern der Herausgeber, George Duruy, der Sohn des bekannten Historikers und Unterrichtsministers unter Napoleon III. Das Werk ist in vier Bänden, mit Karten und Bildnissen ausgestattet, in autorisierter Übersetzung in der

Deutschen Verlagsanstalt erschienen\*) und enthält eine Menge der wertvollsten Mitteilungen. Ja man kann sagen, es ist lange kein Buch erschienen, das uns so unmittelbar in die Zeit der französischen Revolution hineinführte. Man stelle sich vor, was das heißt. Der Direktor Barras führt vier Jahre lang, vom 4. Brumaire (Oktober) 1795 an bis zum ersten Staatsstreich Bonapartes am 18. Brumaire (9. November 1799) ein kurzes, sachliches Privatprotokoll über alle Verhandlungen im Direktorium (Band 2 und 3), man sieht deutlich, wie die eigentümliche Regierungsmaschine arbeitet, und wie die einzelnen Ereignisse der innern und äußern Geschichte vor sich gehen. Das ist ohne Frage der wertvollste Teil des Werkes. Dazu kommen die Aufzeichnungen und Beurteilungen der Thatfachen und Persönlichkeiten, schon vor dem Direktorium (Band 1) und bis zu Barras Tode (Band 4), das eigentlich memoirenartige. Dieser Teil enthält das „Gift,“ das George Duruy durch seine Zusätze unerschädlich machen mußte, indem er uns auf seinen bonapartistischen Standpunkt zu treten einladet. Wir haben allerdings Veranlassung, uns den Gewährsmann scharf anzusehen. Barras ist schon von der ältern Geschichtschreibung sehr ungünstig beurteilt worden, man hatte nichts für ihn übrig, fand kein Talent in ihm und nichts, was ein besonderes Interesse erweckte, wie die unglaubliche Geschäftsgewandtheit Newbells oder die glückliche Organisationsgabe und die Redlichkeit Carnots; er allein hatte sich nur durch Glück und Geschick während der ganzen Periode des Direktoriums behauptet, er war hart und unbeugsam, wie es das Amt forderte, und mußte zuletzt einem noch energischeren weichen, um aus der öffentlichen Geschichte des folgenden Jahrhunderts zu verschwinden. Dagegen folgte ihm der Vorwurf der Zweideutigkeit, weil er als Republikaner schon früh mit den Bourbonen verhandelt haben sollte, ein Punkt, der freilich in dieser ganzen Umgebung nur insofern etwas zu bedeuten hat, als Barras selbst sich auf seine Gesinnung sehr viel zu gute that. Denn andre als er wechselten bekanntlich noch öfter Farbe und Herrn. Bald erschienen die Memoiren seiner Mitdirektoren und Hamels Geschichte Robespierres. Alle hatten Ursache, sich auch mit Barras zu beschäftigen. Er kam nicht gut dabei weg. Wird sein persönliches Andenken durch seine eignen Memoiren gewinnen? Ja und nein. Man wird ihn nach diesen Mitteilungen für bedeutend klüger und auch für noch einflußreicher halten müssen, als er bisher erschien. Aber angenehmer und lieber wird er keinem dadurch werden. Er bleibt ein kalter, widerwärtiger Geselle, der nur vorsichtiger war als Marat und Robespierre, nicht besser. Aber nun kommt die Rehrseite und der Standpunkt Duruys. Damit, das Barras ein schlechter Charakter ist, sind seine Angaben über andre, die nicht besser waren als er, nicht abgethan. Und am

\*) Memoiren von Paul Barras, herausgegeben von George Duruy. Stuttgart. 1895 und 1896.

allerwenigsten können wir uns die Auffassung zu eigen machen, nach der die heroische Zeit der Republik mit Robespierres Tode abschließt und von da an mit dem Direktorium die Korruption beginnt, aus der erst Bonaparte den Staat errettet, indem er die Gedanken Robespierres, des „Sündenbocks der Revolution,“ verwirklicht. Wir dächten, die Meinung der Republikaner hätte doch wohl auch etwas für sich, wonach das Direktorium zunächst wenigstens die erste ruhige Zeit und den Anfang einer Besserung bedeutet hätte. Dann kam Bonaparte und störte überall durch seine Intriguen die Entwicklung der Dinge, und schließlich zerstörte er alles, sodaß keiner mehr sagen kann, was ohne ihn aus den Dingen geworden wäre, und ob die Direktoristen mit ihrer Geschichtsauffassung Recht behalten hätten oder nicht. Die Lektüre der Memoiren ist gerade deswegen für uns Deutsche so außerordentlich belehrend, weil wir genötigt werden, uns für jedes einzelne wichtige Ereignis unser Urtheil zwischen diesen ganz entgegengesetzten Auffassungen zu bilden. Außer den thatsächlichen Berichten und den persönlichen Urtheilen enthalten die Memoiren noch sehr viel kultur- und sittengeschichtlich interessantes, wofür der Charakter des Berichterstatters gleichgiltiger ist, sofern er nur die Gabe hat, zu beobachten. Diese aber hat Barras, er hat sogar so viel Sinn für solche Einzelheiten, daß sein Kritiker Duruy dabei nur von Klatsch spricht. Aber das gehört mit zum Bilde, wie der Leser sehen wird. Barras war durch seine adliche Vergangenheit besonders dazu befähigt, die Feinheiten des Lebens zu schätzen, und daß er mitten in der Revolution den kleinen Gegenständen seiner Neigung nachgeht, berührt uns doch durch den Kontrast mit der allgemeinen Richtung der Zeit höchst merkwürdig. Also wie es damals in Wirklichkeit herging, das lernt man hier an vielen zum Theil ganz neuen Beispielen, und seit Tocqueville und Taine hat das Interesse an dem wirklichen Milieu der Revolutionszeit bei uns zugenommen. Nicht gleichgiltig endlich ist die litterarische Beschaffenheit des Berichtenden. Barras ist durchaus kein Büchermensch und am wenigsten jemand, der durch Phrasen Stimmung machen möchte. Das Schriftwerk macht ihm vielmehr Mühe, er schreibt grammatisch falsch und unorthographisch, wie die Generale der Revolution und die Marschälle Napoleons, denn die Adlichen waren hierin nicht viel besser unterrichtet als die Emporkömmlinge. Er ist zufrieden, wenn er seinen Sinn deutlich ausdrücken kann, er hat aber manchen treffenden Ausdruck, der zeigt, daß ihm nicht die Begabung, sondern die Ausbildung fehlt. Sein Freund de Saint Albin ist weit gebildeter. Dessen Redaktion hatte viel glatt zu machen, aber sie hat nicht entstellt; ohnehin war die Stellung der beiden zu den Ereignissen und den Männern dieselbe.

Der erste Band (Ancien Regime, Revolution) geht bis zum Ende des Konvents nach dem Siege der Direktoriumspartei am 13. Vendemiaire (5. Oktober 1795). Die Mittheilungen über die Zeit vor dem Konvent sind kurz. Er hat alles, was sich auf die Revolution bezieht, in Paris erlebt,

aber es liegt ihm offenbar nicht daran, ausführlich zu erzählen von Dingen, an denen er nicht persönlich beteiligt war. So erfahren wir denn über die Hauptereignisse kaum etwas neues: Barras war ein kalter Beobachter, und später, als die Ereignisse geschehen waren, hatten sie für ihn nicht mehr Interesse als jeder andre Teil der Geschichte. Diese kurzen, eifrigen Relationen haben etwas unheimliches. Gelegentlich sind Anekdoten eingemischt, von denen einzelne die Lage gut bezeichnen. Ein feiner Litterat, Chamfort, wohnt mit Interesse der Zerstörung der Bastille bei. „Sie wird immer kleiner und immer schöner,“ meinte er. Man will ihn hängen, weil man ihn in seinem Gala-  
kleide für einen Aristokraten hält. Nur mit Mühe kommt er davon, erzählt das seinen Freunden und schließt: „Seht es nicht prächtig vorwärts?“ Es ist ferner kaum zu begreifen, in welchem Maße Marie Antoinette von Modistinnen und Theaterdamen abhängig ist, weil diese die Moden erfinden, die ihr mehr als alles am Herzen liegen. Aber außer Eitelkeit und Verschwendung sagt ihr Barras nichts schlechtes nach; insonderheit beweist seine Erzählung aufs neue, daß sie an dem Halsbandskandal ganz unschuldig war.

Als der Konvent zusammentrat (20. September 1792), war Barras als Kommissar des Verteidigungsausschusses bei der Südmaree, aber im Dezember kam er zurück und nahm seinen Sitz ein. Im Januar 1793 wurde der König hingerichtet. Barras findet das selbstverständlich und tadelt nur, daß der Konvent selbst gerichtet habe, anstatt einen Gerichtshof zu ernennen. Dagegen bedauert er aufs tiefste die Hinschlachtung des in seinen Augen wohlwollenden und gänzlich unschädlichen Herzogs von Orleans (3. November 1793). Aber jetzt, zur Zeit der Schreckensherrschaft — seit dem 6. April besteht schon der Wohlfahrtsauschuß — ist Barras nicht mehr in Paris, sondern, bereits seit dem Frühling, als Kommissar im Süden, demnächst in Toulon, wo sein Auftreten bald von Wichtigkeit sein wird. Die Ereignisse in Paris werden ihm berichtet, er begleitet sie mit seinen Urteilen. Er ist stolz darauf, daß die Jakobiner, die eine Reinigung ihrer Liste vornahmen, ihn in ihrer Mitte zu bleiben für würdig halten, bedauert aber gleichwohl die Vergewaltigung der Girondisten. Er hat mit dem Minister Roland verkehrt und dabei seine Abneigung gegen Frau Rolands offenkundigen Anteil am Portefeuille ihres Gatten in demonstrativer Weise kund gegeben, er hat aber nichts gegen die Girondisten als Partei gehabt und hält den Sieg der Bergpartei für gefährlich. An diesen schrecklichen Dingen hat er also keinen Teil, weil er zu der Zeit, wo sie geschahen, fern von ihrem Schauplatz war. Aber die Depeschen der Vertreter des Konvents in Toulon, die uns Duruy aus dem Kriegsarchiv mitteilt, zeigen, daß hier Barras und seine Kollegen zu derselben Zeit nicht minder furchtbar haufen. Man nennt das die Feinde der Republik bestrafen, wenn man nach der Eroberung von Toulon kalten Blutes niedermacht und süßlirt, bis nichts verdächtiges mehr übrig ist. Es läßt sich wirklich nicht

sagen, ob sich solche Leute besser aufgeführt hätten, wenn sie, als die Königin und die Girondisten hingerichtet wurden, in Paris gewesen wären. Setzt aus der Ferne hat der Memoirenschreiber gut reden, wenn er, was damals in Paris geschah, zwecklose Grausamkeiten nennt. Wir werden uns damit gleich zu beschäftigen haben. Zunächst wenden wir uns aber nach Toulon.

Das Verdienst Bonapartes um die Zerstörung der furchtbaren englischen Schanze und die daran hängende Einnahme des ganzen Platzes ist schon früher von verschiedenen Geschichtschreibern und militärischen Schriftstellern eingeschränkt worden. Setzt kommt Barras und nimmt den Plan des Ganzen einfach für sich in Anspruch. Er hätte im September 1793 nach seiner Ankunft im Lager den kleinen korsischen Leutnant „entdeckt,“ ihm einen Auftrag gegeben und, als dieser gut ausgeführt worden sei, gesagt: „Ich danke Ihnen, Kapitän.“ Er erwiderte ehrerbietig: „Ich bitte um Verzeihung, ich bin nur Leutnant.“ „Sie sind Kapitän, weil Sie es verdienen, und mir das Recht zusteht, Sie zu ernennen.“ Das war meine erste Zusammenkunft mit Bonaparte. Alles weitere wäre dann in dem Kopfe von Barras entsprungen, und Bonaparte hätte nachträglich durch Legendenbildung den Ruhm geerntet, da man für seine Laufbahn einen möglichst glänzenden Anfangspunkt gesucht habe. Hiergegen führt der Herausgeber mit Hilfe der Korrespondenz des Kriegsministeriums einen Beweis, der uns eine höchst anschauliche Schilderung der Belagerung verschafft und als in der Hauptsache — gegen Barras — gelungen anzusehen ist. Wie kommt nun aber dieser, so fragen wir weiter, zu seiner Auffassung, und was für einen Erfolg konnte er sich von einer Lüge versprechen? Die Sache liegt nicht ganz so. Barras war, wie man aus vielen Einzelheiten seiner Memoiren sieht, ein tüchtiger Militär und wußte das. Er hat sich hier bei dem thätigen Anteil, den er an der Belagerung genommen, und bei dem immer mehr zunehmenden Haß gegen Napoleon selbst hineingeredet in die Auffassung, nach der er die Hauptperson gewesen ist. Die Erfindung wird nach wie vor dem „kleinen schäbigen Korfen“ verbleiben. Dieser hat über Nacht die Batterien unmittelbar unter den Geschützen des englischen Forts aufgeworfen und hat die Aufgabe durch seine unverkennbaren Einfälle weitergeführt. 3. B. am ersten Tage wurden an einer Batterie fast alle Kanoniere getötet oder verwundet, sodaß keiner mehr hingehen wollte; er setzte in den Tagesbefehl, diese Batterie solle die Batterie der Männer ohne Furcht heißen, und von Stunde an wollten alle Kanoniere dabei sein. Barras bemüht sich, den größten Teil des Verdienstes dem ausgezeichneten General Dugommier, einem bejahrten ehemaligen Royalisten, zuzuweisen. Der Herausgeber giebt uns über ihn höchst interessante Notizen, die beweisen, daß der General selbst Bonaparte, seinen Untergebenen, als den Urheber der Gedanken ansah. Als die Arbeit gegen Toulon vollbracht war und die Hinrichtungen und Massenschlächtereien begannen, ließ er sich zu der Pyrenäenarmee versetzen und fand durch eine spanische Kugel einen schönen Soldatentod.

Die Revolution, sagt Duruy, hat größere Feldherrn hervorgebracht. Hoche und Moreau, Kleber und Massena waren Kriegsmänner von größerem Zuschnitt. Bei keinem aber, auch nicht bei Bonaparte, findet sich die sittliche Reinheit, die sich mit der Dugommiers messen könnte. Nur die zarte, jungfräuliche Gestalt des Husaren mit den langen Haaren, Marceaus, könnte dem alten General an die Seite gestellt werden. Wir verstehen es, wenn die Franzosen gern in den Erinnerungen an die ersten Kriege der Revolutionszeit verweilen: außer dem Heldennut finden sich da Züge einer reinen und hohen Gesinnung, z. B. wirkliche Vaterlandsliebe, die später bei äußerlich größerem Aufwand der Kriegsführung gründlich verloren gehen; wo von Sittlichkeit die Rede ist, da gehört freilich Bonaparte, selbst als junger Anfänger, schon nicht mehr hin. Der Herausgeber findet von seinem Standpunkte aus in der That sehr schöne Worte, das scheinbar nicht Verträgliche, die Revolution und Napoleon, zu verbinden. Sie sind für uns lehrreich, wenn wir nicht bloß an den stilistischen Übertreibungen hängen bleiben, und darum teilen wir einige Sätze im Auszuge mit.

Barras hat die Löcher in seinem Anzug gezählt, aber das Herz, das unter diesem durchlöcherten Anzug schlug, wie hätte es Barras ahnen oder verstehen sollen? Kleines hat keinen Maßstab für Großes. Ein anderer hat besser gesehen, er nennt ihn die Seele der Belagerung von Toulon. Eine Seele, ja das war er damals schon, das war er immer, die stärkste Seele, die wahrhaftigste, die es je gegeben hat. Und wenn es eine solche war, so hatte sie außer den glänzenden Gaben der Intelligenz von Gott empfangen, was sie befruchtet, was ein Genie selbst Früchte hervorbringen läßt, die es sonst nicht hätte: Willen, Energie, Beharrlichkeit, kurz Charakter. Es ist gut, sich zu erinnern, daß dieser Mann so groß war, weil er jene moralische Kraft zur höchsten Potenz erhoben hat, ohne die Völker und Menschen nur Schatten sind, die in nichts zerstieben, wenn man sie berührt. Von diesem Gesichtspunkt aus ist die Bewunderung für Napoleon kein kindischer Götzendienst. Es ist ein Glaube an das Königtum des Geistes usw. Ich bin dem Kaiser dankbar dafür, daß er uns viele Schlachten gewonnen hat. Vielleicht denken gute Geister mit mir, daß wir zur Zeit nicht das Recht haben, diesen Punkt zu vergessen. Aber ich bin ihm noch dankbarer dafür, daß er uns das schönste Exemplar des moralischen Instruments vermacht hat, womit man sie gewinnt. Ich bin der Ansicht, daß, je mehr der Krieg wissenschaftlich, nur mit Mitteln der materiellen Macht geführt wird und die Zahl den Ausschlag giebt, desto eher der Geist sich für die Mißachtung rächen wird, wenn man nicht mehr an ihn glaubt, der doch allein das Wunder wirken kann, die Menge in eine Armee zu verwandeln. Eine Armee sei eine Seele, feurig und vibrirend usw. Das ist eine Lehre, die aus der Geschichte der Revolution und Napoleons zu ziehen ist. Im Jahre 1812 ist die große Armee zerstört. Man glaubt es

wenigstens, und Europa, befreit von dem Alp der heroischen Kerkermeisterin, die es in Fesseln hält, durchzuckt Hoffnung. Irrtum! Das Unglück hat das glühende Hirn verschont, dem die große Armee wie Lava entströmte. Die große Armee ist der Gedanke, die Seele Napoleons, und Napoleon ist nicht tot. Er kommt zurück, er bringt einen Funken des heiligen Feuers mit sich, das die unüberwindlichen Legionen entflammete usw. Mit dem einzigen Wort: das Vaterland ist in Gefahr, hatte die Revolution schon eben solche Wunder vollbracht, die nicht weniger staunenswert sind. Ein Zauberwort, das auf den Flügeln der Marsseilaise dahinflog, ein flammendes Schwert, das die vierzehn Armeen der Republik vor sich hertrug, und bei dessen Anblick die feindlichen Armeen wie Schnee vor der Sonne schmolzen. Und wenn man mich jetzt fragt, warum ich die Revolution und Napoleon liebe und bewundere, so werde ich unter andern Gründen, die ich habe, auch diesen anführen: sie haben einer philosophischen Doktrin, die mir teuer ist, den Dienst erwiesen, durch unsterbliche Beispiele die heute erkannte Allmacht der Idee zu beweisen. Doch wir wollen hier inne halten mit Ausziehen. Wir nannten das lehrreich. Was sollen wir daraus lernen? Bei uns bekreuzen sich die Historiker, wenn auf ihren Versammlungen jemand den Gedanken wagt, die Geschichte habe auch die Aufgabe, patriotisch zu wirken, und Max Lehmann meint der Wahrheit einen Dienst zu thun, wenn er den großen König als Friedensstörer herunterzureißen versucht! Welche Wissenschaft die bessere ist, haben wir nicht zu entscheiden. Welche Gesinnung uns lieber ist, brauchen wir wohl nicht erst zu sagen.

Als Barras nach mehr als einem Jahre im Frühjahr 1793 aus dem Süden wieder in Paris eintrifft, findet er doch viel verändert. „So lange wir in Toulon waren, waren wir auch im Geiste von Paris einigermaßen entfernt. Was wir hörten, waren Thatsachen, an denen wir leider nichts ändern konnten. Trotz schlimmer Nachrichten aus Paris hatten wir keine Vorstellung davon, wie schlimm es wirklich war. Der Totenkarren kam nicht zur Ruhe, die Guillotine wurde nicht trocken von Blut. Es fielen die Generale Luckner, Custine usw., endlich eine Masse Girondisten. Allen diesen Opfern voran die Königin.“ „Ich war schon zwei Tage in Paris, ganz betäubt von allem, was ich sah und hörte, und fragte mich: wohin bin ich da geraten? Wenn ich jemand fragte, so erhielt ich ausweichende Antworten.“ Er hört, daß der Wohlfahrtsausschuß sich wundert, daß er sich ihm noch nicht vorgestellt, Bericht erstattet und gehuldigt hat. Er geht hin. Sie sitzen, Robespierre, Carnot und die andern, sprechen kein Wort der Anerkennung, wie er es nach seinen Leistungen in Toulon erwartet hat, sondern blicken stumm auf ihre Mappen und Papiere. Das frostige, trockne Wesen ist hier Sitte, kein Bürger soll durch eine, wenn auch noch so verdiente Schmeichelei verwöhnt werden. Am Schluß heißt es: Es genügt, Bürger Volksvertreter, der Ausschuß hat dich gehört und wird dich rufen lassen, wenn er etwas zu fragen hat. Du kannst dich zurückziehen.

Aber man hat über Barras allerlei Verdacht ausgestreut, es wird ihm unheimlich zu Mute. „Wir lebten unter einer Schreckensherrschaft, die sich in Robespierre verkörperte.“ Das Volk ist von seiner Unbestechlichkeit überzeugt. So gelangt er zu einer wahrhaften Diktatur. Politisch erscheint er unveränderlich, persönlich hat er immer dieselbe Sprache, dieselbe Manier, dasselbe Kostüm. Stets gepudert, auch als Puder verpönt war, stets ernst und grämlich. Alles zittert unter seiner Alleinherrschaft, ihn selbst erschreckt bisweilen seine Allmacht, aber er will und kann sie nicht mehr lassen. Er hat alle seine persönlichen Feinde besiegt und ist die höchste Instanz im Konvent; wen er nicht für schuldig hält, der fühlt sich sicher. Ein Mann hat z. B. am 10. August 1792 bei der Erstürmung der Tuilerien fünfzigtausend Franken aus dem Zimmer des Königs gestohlen. Ein Wort von Robespierre: „Man hat nicht gestohlen, wenn man den 10. August mitgemacht hat,“ genügt, ihn freizusprechen; er bekommt sogar einen Posten im Ministerium. Barras hält es für geraten, dem Gewaltigen seine Aufwartung zu machen, er kann sich trotz alles Stolzes nicht einer gewissen Unruhe erwehren und läßt sich von einem angeblichen Vertrauten bei ihm einführen. Der Diktator wohnt bei einem Tischler im Hinterhause mit einer Schwester. Der Tischler, ebenfalls Jakobiner, ist glücklich, den großen Mann zu beherbergen, der abends seinen Kindern Rousseaus Emil erklärt und morgens von den Kindern und den Tischlerlehrlingen bis in den Konvent begleitet wird. Barras und sein Begleiter gehen über einen kleinen Hof, auf dem Bretter umherliegen. Die Tochter des Tischlers wäscht ein Paar von Robespierres unverkennbaren langen, gestreiften baumwollenen Strümpfen, die Frau reinigt Gemüse, ihr helfen zwei Soldaten, der eine war bald General, der andre Marschall (Brune). Die Ankömmlinge finden schwer Einlaß, Tochter und Mutter thun so, als wäre er nicht zu Hause. Endlich gehen sie unangemeldet die schmale Treppe hinauf. Sie treten ein. Robespierre steht in einer Art Nachthemd da, er hat sich gerade frisirt und gepudert, er sieht sie schweigend an und setzt dann seine weitere Toilette in aller Umständlichkeit fort, pudert sich die Zähne und spuckt ihnen einigemal auf die Füße. Sie bringen ihr Anliegen vor, er antwortet keine Silbe. Sie entfernen sich, und Barras weiß, daß es um ihn nicht gut steht. Aber der Jakobinerklub hält ihn. „In jenen Zeiten war die Ausschließung fast ein Todesurteil.“ Robespierre hat auch zur Zeit andre Gedanken. Er hat die eine Gruppe seiner Gegner nach der Hinrichtung der Girondisten, die vom Gemeinderat, vernichtet. Nun kommt die Reihe an die andern, Danton und seine Freunde. Barras bemerkt, wie der Gedanke, an den gefeierten und gewaltigen Revolutionär zu rühren, im Anfange unsaßbar, allmählich Wurzel faßt. Robespierre und Danton können sich nicht mehr verständigen. Gemeinsame Bekannte suchen zu vermitteln, aber vergeblich. Eines Morgens, im April 1794, hört Barras, Danton sei in der Frühe aus dem Bette geholt worden (noch zwei Tage vorher hatte er bei ihm

geessen), er eilt in den Konvent, niemand weiß etwas, der Saal füllt sich, Saint Just besteigt die Tribüne, verliest eine ungeheuerliche Anklageschrift gegen Danton als Haupt der Verschwörung Orleans und der Partei der Nachsichtigen. Und darauf wird er und die mit ihm Verhafteten vom Konvent einstimmig, wie die Historiker sagen, in Anklagestand versetzt. Keiner seiner Freunde, auf die er gerechnet hatte, steht für ihn auf, auch nicht vor dem Revolutionstribunal, von wo er zum Schafott geführt wurde — auch Barras nicht, der ihn bewundert und seinen Löwenmut preist. Er erzählt uns seine letzten Äußerungen, darunter weniger bekannte. Seine Todesgefährten wollen ihn zum Abschied küssen. Dem Henker, der das zu hindern sucht, sagt Danton, der zuletzt daran kommen soll: „Du bist ja grausamer als der Tod; du wirst nicht hindern können, daß sich unsre Köpfe im Sack unten küssen,“ und ganz zuletzt: „Du mußt dem Volke meinen Kopf zeigen, er ist des Anschauens wert.“

Zur Zeit des Justizmordes an Danton, dem viele andre vorangingen und viele folgten, stand der Konvent unter der Herrschaft der Ausschüsse (der Wohlfahrt, der öffentlichen Sicherheit usw.); die Übertragung der Vollmachten kam ihm teuer zu stehen. Robespierre war allmächtig und kannte keine Mäßigung mehr, er ließ z. B. ein Gesetz durchbringen, wonach die Angeklagten vor dem Revolutionstribunal keine Verteidiger mehr haben durften. Der Konvent war über alles derartige entrüstet, aber er wagte keinen Widerstand. Jetzt tritt Barras in seine Rolle als Stürzer Robespierres ein. Er hält sich vorsichtig zurück und beobachtet, wie sich Robespierre mit dem Wohlfahrtsauschuß entzweit, aber jeder Annäherung von anderer Seite ausweicht, sich in Schweigen hüllt und derselbe furchtbare Mann bleibt. Was nun folgt bis zum 9. Thermidor (27. Juli), ist aus der Geschichte bekannt als der Sieg der Thermidoristen über die Schreckensherrschaft unter Robespierre, die fünfzehn Monate gedauert hatte. Barras, der hier die handelnde Person ist, bringt manches neue. Fouché, der Ultrarevolutionär und Genosse Robespierres, der spätere Polizeiminister und Herzog von Otranto, war von den Jakobinern ausgestoßen und ließ sich jetzt von Barras und den andern Gegnern Robespierres als Spion benutzen. Robespierre hatte ihn vernichtet, darum mußte er Robespierre unschädlich machen, aber zum Handeln fehlte ihm der Mut, er trug nur Nachrichten herum. Barras erzählt den Angriff auf Robespierre im Konvent: er hätte leicht mißlingen können, aber der Angegriffne verliert alle Fassung, und da ist es um ihn geschehen. Die Gegner sind ihrer Sache durchaus nicht sicher, bis endlich der Gefürchtete mit seinen Gefährten aufs Schafott gebracht ist. Auf Barras Veranlassung muß der Karren an Robespierres Wohnung vorbeifahren, weil Danton dort auf seinem letzten Wege ausgerufen hat, der Bewohner des Hauses würde ihm bald nachfolgen. Barras überwacht alles, der Konvent hat ihm Vollmacht gegeben, es ist größte Eile nötig. Wie leicht kann das Volk den gefährlichen Mann, der, nach der ersten Verhaftung wieder

ausgebrochen, erst auf dem Stadthause aufs neue besiegt werden mußte, noch auf dem Wege zum Richtplatze befreien! Barras schildert die Verlegenheit des Generalanklägers Fouquier-Tinville, als er über die Gefangnen die „Identität“ auszusprechen hat (denn mehr bedurfte es nicht bei den außerhalb des Gesetzes erklärten), er stammelt einige Redensarten. Man sieht nicht, worauf das hinauswill. Barras herrscht ihn an, der andre thut seine Schuldigkeit gegen Robespierre, wie bisher in dessen Namen, und sagt dann nur noch: „Wohin soll man sie bringen?“ denn seit acht Tagen nimmt man einen andern Platz, als den Revolutionsplatz, wo bisher die Guillotine stand. „So kehren wir wieder dahin zurück,“ entscheidet Barras, und der Zug geht ab. „Nachdem ich die Hinrichtung gesichert wußte, stieg ich zu Pferde,“ bemerkt Barras selbstgefällig. Er geht in den Wohlfahrtsausschuß, und nach zwei Stunden kommt Fouquier mit seinen Leuten, und einer den andern unterbrechend, berichten sie über die Hinrichtung wie über einen Triumph. Auf der Straße ist die Stimmung freudig erregt, aber man wagt nicht, nach dem langen Druck seine Gefühle laut werden zu lassen, ehe man bestimmt weiß, daß Robespierres Kopf gefallen ist. „Ich habe wiederholt charakteristische Episoden aus der Schreckenszeit erzählt, aber keine Erzählung vermag ein Bild davon zu geben. Wer diese Zeit nicht erlebt hat, kann sich keine Vorstellung davon machen. Selbst nach der Hinrichtung schien man sich noch unsicher zu fühlen, als fürchtete man, der Unversöhnliche könne wieder auferstehen. Die Zeitungen wußten nicht, ob sie berichten sollten. Selbst der *Moniteur*, der immer auf der Seite der Sieger stand, brachte erst nach sechsundzwanzig Tagen die Liste der Hingerichteten. Nun endlich hatte die Guillotine Ruhe.“

Als Robespierre zum zweitenmale, auf dem Stadthause, in Haft genommen wurde, fand man ihn mit einer zerschmetterten Kinnlade, und eine Pistole lag neben ihm. Man meint gewöhnlich, er habe sich das Leben nehmen wollen, als er sah, daß alles verloren war, und auch Barras ist dieser Ansicht. Andre aber sagten, er wäre meuchlings von einem Anhänger seiner Gegner getroffen worden, und der Herausgeber hat sich das auf eine eigentümliche Art eingeredet. Die Thermidoristen, meint er, hatten ein Interesse daran, das Andenken ihres Feindes zu verunglimpsen, und ein Selbstmörder ist nie eine sympathische Figur. Gut. Aber nun legt er den Aufruf vor, den Robespierre vom Stadthause aus an das Volk erließ (ein Faksimile ist beigegeben). Darunter stehen vier, wie der Herausgeber meint, in äußerster Aufregung geschriebne Unterschriften und als fünfte ein Ro. Und nun, meint er, beweise diese verstümmelte Unterschrift das plötzliche, unvermutete Attentat, und es gäbe auf der ganzen Welt kein Aktenstück, das einen tragischern Eindruck mache, als dieses mit dem Stempel der Pariser Kommune versehene Blatt Papier. Wir geben das wieder, aber nicht als Beweis gegen den Selbstmord, sondern für die temperamentvolle Auffassung Duruys, die, indem sie Barras kalte Mit-

teilungen unterbricht, uns oft angenehme Abwechslung bietet. Aber auch Barras kann pikant sein. Hören wir, was er über die Beerdigung der am 10. Thermidor hingerichteten erzählt. Der Scharfrichter Samson fragt ihn unterwürdig, ehe er mit den Opfern nach dem Revolutionsplatz abfährt, wohin man ihre Leichen bringen solle. „Man werfe sie in das Grab der Capet, sagte ich mit einem Anflug von Humor, Ludwig XVI. war mehr wert als sie. Da hat Robespierre noch etwas vom Königtum, es scheint, er hatte Geschmack daran.“ Man hätte, so erzählt er, bei Robespierre ein Siegel mit der Lilie gefunden und behauptet, er sei mit dem Gedanken umgegangen, die im Tempel gefangne Tochter des Königs zu heiraten. Er selbst glaubt kein Wort davon, aber man sprach davon, und beim Volke that es seine Wirkung. Man konnte den Märtyrer nur dadurch zum Tyrannen machen, daß man ihn als Verbündeten der alten Könige verdächtigte, so abenteuerlich das auch klang. Die Leichname von Robespierre und seinen Genossen „füllten und schlossen also die schreckliche Grube, die vom 21. Januar 1793 an, dem Tage, wo Ludwig XVI. hineingeworfen und, wie aus dem Protokoll der Kammer hervorgeht, von ungelöschtem Kalk zerfressen wurde, bis zum 9. Thermidor der Friedhof de la Madeleine genannt wurde. Achtzehn Monate waren darüber hingegangen, und fast jeder Tag hatte Tausende von Hinrichtungen gebracht. Die Leiche Ludwigs, eines der ersten Opfer, vorausgesetzt, daß der ungelöschte Kalk sie nicht vernichtet hatte, bedeckten nun seine abscheulichen Nachfolger.“ Noch im Jahre 1827 hat Barras, wie er ausführlich im vierten Bande erzählt, einem Herzog, der ihn im Auftrage Karls X. aussuchte, den Sachverhalt mit seinem eifigen Humor dargelegt. Man hatte nämlich die königlichen Märtyrer ausgegraben und ihre Reste in St. Denis beigesezt, es waren aber Zweifel entstanden, ob es auch ihre Gebeine wirklich wären. Barras berichtet nun dem königlichen Abgesandten unter anderm folgendes: Da der Diktator infolge des Vorzugs, der den Führern selbst auf dem Schafott zugestanden wurde, zurückgestellt wurde, so ist Robespierre thatsächlich zuletzt hingerichtet worden. Ich hatte angeordnet, daß er auf dem Kirchhof der Madeleine in dieselbe Grube wie Ludwig XVI. und Marie Antoinette geworfen werden sollte. Ich wollte ihm so eine gewisse Annäherung an das Königtum zu teil werden lassen, weil man ihm vorgeworfen hatte, daß das in den letzten Tagen seiner Gewalt seine Neigung gewesen sei. Alle Welt weiß auch, daß er die einzige Person um diese Zeit war, die Schnallen an ihren Hosen und Schuhen trug, und da, soviel ich weiß, von einigen Kleinigkeiten dieser Art die Rede gewesen ist, die bei der Ausgrabung der königlichen Leichen gesammelt wurden, ist es äußerst wahrscheinlich, daß man Robespierre selbst mit seinen Schnallen für die erhabnen Opfer gehalten hat; so hat man auch zu St. Denis niemand anders beigesezt, als ihn und vielleicht einige Überreste von Saint Just, Couthon oder Henriot, seinen Genossen im Tode. „Da sehen Sie, Herr Herzog, welche

Pietätlosigkeit man begangen hat.“ Wir wenden uns nun zu dem, was auf Robespierres Hinrichtung zunächst folgte.

Barras hat die Bewegung gegen Robespierre organisiert, das ist zweifellos, und er hat bei der Ausführung Kaltblütigkeit und großes militärisches Geschick gezeigt. Er ist wirklich für die nächsten Wochen bis zum 13. Vendémiaire Herr der Lage und die einflussreichste Person der Republik. Er hat die Bedeutung, die ihm diese Tage, der 9. Thermidor und was auf ihn folgte, gaben, niemals in seinem Leben vergessen. Es lag nahe für ihn, den neuen Machthaber, mit dem alten, dem gestürzten abzurechnen. Daß die Herrschaft Robespierres zuletzt für alle unerträglich war, liegt am Tage. Barras faßt sich formell als den auf, der dem Konvent die ihm durch die Ausschüsse genommene Macht zurückgegeben habe, und persönlich vertritt er nach seinen Aussagen die Milde gegenüber der Grausamkeit des frühern Regiments. Er habe gleich erklärt, das Hinrichten gehe so nicht weiter, und nachdem die letzten Mitverschwornen Robespierres, siebenzig, am 11. Thermidor das Schafott bestiegen hätten, seien auf seine Veranlassung die Gefängnisse geöffnet und viele, die schon dem Urteil verfallen gewesen wären, in Freiheit gesetzt worden. Diese Wendung ist ja in der That eingetreten. Die Blutgerichte hatten mit Robespierres Tod ein Ende. Man war aber vielfach der Meinung, daß das auch geschehen wäre, wenn er am Leben geblieben wäre. Er hätte bereits eingelenkt, von Milde und Änderung gesprochen, und der Kult des höchsten Wesens anstatt dessen der Vernunft sei schon der Anfang dazu gewesen. Die Bonapartisten, die ihn als Napoleons wahren Vorgänger ansahen, sind dieser Ansicht, selbstverständlich auch der Herausgeber. Barras kennt die Auffassung, lehnt sie nicht geradezu ab, hebt aber die thatsächliche Tyrannei so hervor, daß für die Hypothese kein Raum bleibt, und das ist von seinem Standpunkt aus konsequent. Aber ein kalter, schrecklicher Mensch bleibt doch dieser Vertreter der Milde. Wir sehen das daran, wie er, der ehemalige Offizier des Königs, einige Tage nach Robespierres Tode die unglücklichen Gefangnen im Temple inspiziert und einen Bericht von abstoßender Sachlichkeit darüber aufsetzt. Der Prinz liegt in einem grauen Anzug mit bleichem, aufgedunsenem Gesicht, sehr geschwächt durch eine seinen Organismus untergrabende Krankheit, mit geschwollenen Knien und Knöcheln in einem kleinen Bette, nicht viel größer als eine Wiege. Er erwacht aus seiner Betäubung, als Barras in das Gefängnis eintritt, und sagt: „Ich ziehe diese Wiege, in der Sie mich sehen, dem großen Bette dort vor; im übrigen kann ich über meine Aufseher nicht klagen.“ Ihn friert also, er liegt zusammengefauert, wie ein Vogel in der wärmern Wiege. Sndem er sprach, heißt es bei Barras, blickte er abwechselnd mich und diese an, mich, um sich gewissermaßen unter meinen Schutz zu stellen, diese, um zu verhüten, daß sie sich wegen etwaiger Klagen an ihm rächten, wenn ich nicht mehr da wäre. „Ich werde laut Klage führen wegen der Un-

reinlichkeit im Zimmer," sagte ich. Ich stieg in das Zimmer der Madame; es war etwas weniger schlecht gehalten, sie hatte sich früh angekleidet, weil sie von dem Gerücht gehört hatte. Ja gewiß, sie erinnerte sich wohl noch der Nacht, wo wir die Mutter holten; sie will wenigstens ordentlich aussehen. Barras trifft Anordnung, daß die Gefangnen täglich im Gerichtshof spazieren gehen können. Auf meinen Bericht an den Ausschuß erreichte ich, daß Ärzte den kranken Gefangnen untersuchten. Sie erklärten, die Krankheit sei ernster Natur. Ich wollte, daß dem Sohne Ludwigs XVI. zwei Frauen zur Pflege beigegeben würden. Später erfuhr ich durch einen Kommissar des Temple, daß meine Anordnungen nicht befolgt wurden. Der junge Prinz litt an einer vorgeschrittenen Humoralkrankheit, sodaß er trotz aller Pflege starb (aber erst am 8. Juni des folgenden Jahres 1795).

Die letzten Kapitel des Bandes enthalten die Geschichte des Konvents bis zu seiner Auflösung und bis zu dem Siege der Republikaner über die Pariser Sektionen am 13. Vendemiaire (5. Oktober 1795). Barras setzt seine Thätigkeit fort. Sein Bericht über den letzten blutigen Straßenkampf lautet wesentlich anders, als die Auffassung der bonapartistischen Geschichtschreiber. Erst am 26. Oktober wäre der aus Toulon zurückgekehrte General zum Oberbefehlshaber der Armee des Innern ernannt worden, bei dem Straßenkampf hätte er sich zweideutig benommen. Hier fangen die Reibungen zwischen Barras und seinem Schützling an. Doch wir gehen zu dem Direktorium, dem Inhalt der zwei folgenden Bände, über.

(Schluß folgt)



## Midasfinder

Wie Herr Viktor Narzissus Zangkel nicht dazu kam,  
sein erstes Buch zu schreiben

Don Hermann Weser

Erstes Kapitel

Worin man sieht, daß es eilt



ach seiner Meinung hatte Viktor Narzissus Zangkel keine bessere Wahl mit seiner Wohnung treffen können, als wie es vor drei Tagen geschehen war. In der Popelsgasse, der Straße der kleinen Leute, war das erste neue Haus gebaut worden, das denen in den großen Straßen auf ein Haar glich, aber doch nur ein Haus für kleine Leute war. Der Tüncher und Maler Christian Lebrecht Niemand hatte es errichtet, und zwar als ein Doppelhaus in Hufeisenform, und eine Brandmauer ohne